



Rosie
Thomas



*Jenseits
der Nacht*

Weltbild



Annie, glücklich verheiratet, zwei Kinder, wird bei einem Weihnachtseinkauf in einem Kaufhaus Opfer eines Bombenanschlags. Unter den Verschütteten befindet sich auch Steve, ein für Annie wildfremder Mann. In der Dunkelheit hält er ihre Hand und bewahrt sie vor Verzweiflung und Selbstaufgabe. In der Zeit bis zu ihrer Bergung kommen sich die beiden immer näher, und nach der Rettung steht Annie vor der Frage, für welchen Mann sie sich entscheiden soll.

Rosie Thomas

Jenseits der Nacht

Roman

Aus dem Englischen von Renate Zeschitz

Weltbild

Rosie Thomas ist eine begeisterte Reisende und Bergsteigerin. Sie ist in den Alpen und im Himalaya unterwegs gewesen, hat an einer Autorallye von Peking nach Paris teilgenommen und verbrachte einige Zeit auf einer winzigen bulgarischen Forschungsstation in der Antarktis. Sie lebt in London und hat eine ganze Reihe von erfolgreichen Romanen geschrieben.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Strangers.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1997 by Rosie Thomas

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1988 by Ernst Kabel Verlag GmbH, Hamburg

Übersetzung: Renate Zeschitz

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-125-8

Für Ruth Eleri Morris

Die Autorin dankt Susan Watt, Angela Coles, Jennifer und John Creer, Peter Harvey und Nick Evans für ihre Großzügigkeit.

Sachte begann es zu schneien.

Annie stand neben den Mänteln, die unordentlich an den Garderobenhaken hingen, und blickte durch die Glasscheibe der Hintertür in den Garten hinaus. Lichtgraue Flocken wirbelten aus einem blassgrauen Himmel und ließen sich von Windböen noch einmal hinauftragen, ehe sie den Boden berührten. Für kurze Zeit waren sie als weiße Pünktchen auf dem Weg zu sehen, dann schmolzen sie zu kleinen Wasserperlen. Bald werden die Flocken nicht mehr tauen, dachte Annie. Der Schnee wird liegen bleiben. Sie sollte also zum Einkaufen wohl besser ihre Stiefel herausholen. So öffnete sie die Tür des Einbauschranks unter der Treppe. Mit einem Seufzer, den sie immer ausstieß, wenn sie das Durcheinander von Krimskrums sah, wühlte sie nach den Stiefeln. Dann nahm sie ihren Mantel vom Haken, nachdem sie ihn unter einem roten Anorak mit verkehrt herausgestülpten Ärmeln freigelegt hatte.

Ein Junge war am oberen Treppenabsatz zu sehen. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, hüpfte er die Treppe hinunter, hielt sich am unteren Treppenpfosten fest und schwang sich dann die letzten vier Stufen auf einmal hinunter. »Sei vorsichtig«, sagte Annie automatisch, »du wirst dir dabei noch einmal das Bein brechen.«

Der Junge sah sie forschend an und sie wusste, dass er überlegte, wie heftig er ihr widersprechen konnte. Dann zuckte er mit den Schultern. »Werd' ich nicht«, murmelte er. Er ging zur Tür und presste seine Nase gegen das Glas. »Schau, Mami, es schneit draußen. Darf ich nicht mitkommen?« Sie knöpfte ihren Mantel zu, nahm ihre Handtasche und sah flüchtig nach, ob sie auch alles hatte.

»Darf ich?«

Sie lächelte ihn abwesend an und sah dann an ihm vorbei in die Küche, ob dort ihr Scheckbuch auf dem Tisch lag. Sie konnte sich nicht auf eine Sache konzentrieren, weil sie ständig abgelenkt wurde. Das kam in letzter Zeit häufig vor.

»Nein. Ich will heute so viel erledigen und du weißt doch, wie quengelig du immer beim Einkaufen bist.«

Sie fand das Scheckbuch in ihrer Manteltasche und steckte es zusammen mit dem Portemonnaie in ihre Handtasche. Der Junge saß jetzt auf der untersten Treppenstufe und sah immer noch sehnsüchtig in den Schnee hinaus. Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

»Kaufst du Weihnachtsgeschenke für mich ein?«

Annie musste lächeln, als sie seinen ernsten Blick sah, der ihn so sehr seinem Vater ähnlich machte.

»Könnte schon sein. Und Tom, du glaubst vielleicht nicht mehr an den Weihnachtsmann, aber Benjy schon, und du wirst ihm doch nicht die Freude verderben, hörst du?«

Über den Kopf des Jungen hinweg sah sie, dass es stärker zu schneien begonnen hatte. Die Gartenmauer war wie mit Puderzucker bestäubt. Vielleicht würde es dieses Jahr weiße Weihnachten geben. Sie atmete tief durch und vermeinte, den Duft von Tannennadeln, Mandarinen und Kaminfeuer zu riechen. »Gut«, sagte Tom mürrisch, »er ist ja noch so ein Baby.«

Annie nahm ihren Schal und ihre Handschuhe. Es war noch so viel zu tun vor Weihnachten und sie wollte ihrer Familie wie immer perfekte Festtage bieten. Sie umarmte Thomas und ging zum untersten Treppenabsatz.

»Martin? Wo bist du? Ich gehe jetzt.« Von oben war ein dumpfes Geräusch zu hören, danach zwei Sekunden absolute Stille und schließlich das markerschütternde Gebrüll eines Kindes. Ein paar Sekunden später erschien Annies Mann oben an der Treppe mit Benjy im Arm. Das Gesicht des kleinen Jungen war puterrot und vom Schmerz verzerrt, aber er öffnete die Augen gerade lang genug, um sicher zu sein, dass seine Mutter ihn auch sah, ehe er weiterbrüllte.

»Er ist vom Bett heruntergefallen«, sagte Martin.

Annie begann in ihrem Mantel zu schwitzen, rannte aber doch die Treppe hinauf. Sie rieb Benjys Kopf und befühlte dabei die harte Schädeldecke unter dem seidenweichen Haar. Wie gelenkig Kinder doch sind, dachte sie. Und manchmal härter im Nehmen als ihre Eltern. »Armer, kleiner Benjy«, tröstete sie ihn. Martin schaukelte ihn in seinen Armen und wartete, bis das Weinen verstummte.

»Du gehst also jetzt? Bis wann wirst du zurück sein?«

Martin war groß und ließ wie viele große Menschen die Schultern hängen, um wenigstens gefühlsmäßig auf gleicher Ebene wie die Mitmenschen zu sein. Annie stand auf der Treppenstufe unter ihm und musste sich strecken, um ihre Wange gegen seine drücken zu können. Sie sah sein Gesicht nicht, bemerkte aber, dass das Firmenetikett hinten aus seiner Strickjacke heraushing. Er klopfte ihr mit seiner freien Hand auf die Schulter und Annie drehte sich um und lief die Treppe wieder hinunter.

»Was soll ich den Kindern zum Mittagessen geben?«, rief er ihr nach.

»Ach, ich weiß doch auch nicht. Einfach irgendetwas aus dem Kühlschrank.« Sie war immer noch leicht ungehalten, als sie die vordere Haustür erreichte.

»Oder geh mit ihnen zu McDonald's.«

Thomas tauchte in der Küchentür auf. »Ja, McDonald's! Daddy, hast du gehört? Mami sagte McDonald's.« Annie drehte sich um und blickte noch einmal zurück.

Das war sonst gar nicht ihre Art, aber heute tat sie es doch aus irgendeinem Grund.

Oben an der Treppe stand Martin: Seine Gesichtszüge waren ihr so vertraut, dass sie ihr so glatt wie ein vom Meer geschliffener Kieselstein erschienen. Benjy schmiegte sich an ihn und hatte den Kopf gegen die Schulter seines Vaters gelegt. Die Tränen waren versiegt und er lutschte zufrieden am Daumen. Unten turnte Thomas aufgeregt am Treppenfosten.

Drumherum ergänzten die typischen Dinge des Familienalltags das Bild. Ein kaputtes Plastikauto lag umgeworfen im Flur, Spuren von Schmutz fingern zierten die Wand, ein Wäschekorb voll Kleider stand zum Bügeln bereit und auf dem Flurtisch lagen ein paar Polaroidschnappschüsse von den Kindern. »Wann wirst du zurück sein?«, wiederholte Martin sanft seine Frage. Er ignorierte ihre Ungehaltenheit einfach, was sie manchmal nur noch mehr ärgerte. Heute hingegen lächelte sie. »Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich wird es fürchterlich zugehen. Aber ich möchte heute gerne alle restlichen Weihnachtseinkäufe erledigen. Wenn ich da bin, bin ich da.«

Annie öffnete die vordere Haustür. Eine eiskalte Windböe blies ihr ins

Gesicht.

»Tschüs«, rief sie fröhlich. »Bis später.« Die Tür fiel ins Schloss. Draußen war es ruhig. Es war nicht die gedämpfte Stille nach dem Schneefall, sondern vielmehr die erwartungsvolle Lautlosigkeit davor. Annie steckte den Kopf tiefer in den Mantelkragen, um sich vor der beißenden Kälte zu schützen, und ging den Weg entlang. Als sie das Gartentor öffnete, bog gerade der Milchwagen um die Ecke. Der Elektromotor war kaum zu hören. Annie überlegte kurz und zeigte dann dem Milchmann mit der Hand, dass sie vier Flaschen Milch haben wollte. Die Schneeflocken schlugen ihr ins Gesicht. Der Milchmann ließ sie durch Handzeichen wissen, dass er verstanden hatte. Annie beschleunigte ihre Schritte. Sie wusste, sie würde bis zum Bahnhof genau acht Minuten brauchen. Martin hatte ihr trotz des Schnees nicht angeboten, sie mit dem Auto hinzubringen. Sie wussten beide, ohne lange drüber reden zu müssen, dass es einfacher war, zu Fuß zu gehen, als die Kinder warm anzuziehen und sie für die kurze Fahrt in ihre Kindersitze zu zwängen. Annie lächelte in sich hinein. Das ist die Art von Telepathie, die sich nach zehn Jahren Ehe entwickelt, dachte sie ohne Bitterkeit.

Sie bog um die Ecke in die Hauptstraße ein. Keiner der wenigen Passanten beachtete sie. Annie war eben ganz und gar unauffällig – eine Hausfrau und Mutter auf dem Weg zum Einkaufen. Man hätte schon genauer hinsehen müssen, um festzustellen, dass sie jünger aussah, als sie wirklich war, dass ihr Gesicht glatt war trotz des konzentrierten Gesichtsausdrucks und dass sie tüchtig und zufrieden aussah.

Es war immer noch früh am Morgen, als Annie auf ihrer Einkaufstour beim ersten Warenhaus ankam. In den Schaufenstern blitzte und funkelte die Weihnachtsdekoration. Versunken blieb sie einen Augenblick stehen. Die Seidenbänder und die mit glitzerndem Schnee besprühten Tannenzweige gefielen ihr. Die Wirklichkeit sah anders aus. Graubraun spritzte der Schnee in breiten Fontänen unter den Rädern der vorbeifahrenden Autos hervor. Annie betrat das Geschäft durch eine der großen Glastüren und genoss die warme, parfümgeschwängerte Luft, die ihr entgegenschlug. Sie streifte die

Strickmütze vom Kopf und schüttelte ihre Haare, während sie den Aufzügen zustrebte. Sie wollte im obersten Stockwerk anfangen. Ihre Einkaufsliste steckte in der Manteltasche.

Sie hatte den Lift ganz für sich alleine. Während sie den Stockwerkanzeiger beobachtete, fand sie es angenehm, schon vor den Menschenmassen da zu sein. Die Aufzugtüren öffneten sich im obersten Stockwerk und Annie stieg aus. Sie stand direkt vor einem langen Verkaufsstand mit bunten Glaskugeln – rot, grün, silber, gold – und einer Pyramide aus durchsichtigen Kugeln, die irisierend wie Seifenblasen schimmerten. Wie magisch wurde sie davon angezogen, nahm eine der irisierenden Kugeln auf und drehte sie im Licht, um die schillernden Farben besser bewundern zu können. Teuer, dachte sie bedauernd. Fast ein Pfund das Stück. Mit schlechtem Gewissen wählte sie trotzdem vier aus und legte sie vorsichtig in einen Drahtkorb. Dann ging sie zu dem Stand mit den Glitzergirlanden und ließ sie durch ihre Hände gleiten.

Zwei Verkäuferinnen unterhielten sich an der Kasse.

»Wann hast du heute frei?«, hörte Annie die eine sagen.

»Abends um sieben«, antwortete ihre Freundin, »wenn's doch schon so weit wäre.« Die Glitzergirlande lag jetzt wie eine silbrige Schlange in Annies Einkaufskorb. Sie brauchten dringend neuen Weihnachtsschmuck, rechtfertigte sie sich vor sich selbst. Das alte Zeug war vom langjährigen Gebrauch schon ziemlich vergammelt. Aber mehr wollte sie nun nicht mehr für Dekorationen ausgeben. Jetzt wollte sie in die Küchenabteilung und etwas für Martins Mutter aussuchen. Für ihre eigene Mutter würde sie später bei Selfridge's einen Morgenmantel kaufen. Plötzlich verdüsterte sich ihr Gesicht, als ob ihr etwas Schmerzliches durch den Kopf gegangen wäre. Rasch ging sie mit ihrem Einkaufskorb zur Kasse.

Gähmend verpackte eine der Verkäuferinnen die Sachen in grünes Papier. Die andere tippte die Beträge in die Kasse und der Endbetrag leuchtete elektronisch auf. Annie zählte das Geld ab, bezahlte und nahm die Einkaufsstüte. Die Treppe war näher als der Lift, also beschloss sie, die zwei Stockwerke zu Fuß hinunterzugehen. Schwere Flügeltüren, über denen das Schild »Notausgang« leuchtete, führten zum

Treppenschacht.

Annie war bei den Türen angelangt. Im Unterbewusstsein registrierte sie, dass außer ihr noch jemand in die gleiche Richtung strebte. Es war ein Mann, der schon an der Kasse hinter ihr gestanden hatte und jetzt dicht hinter ihr war. Sie drehte sich halb nach ihm um. Er streckte den Arm aus, um die schwere Tür für sie beide aufzustoßen. »Nach Ihnen«, sagte der Mann. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen. Sie bedankte sich nicht einmal, obwohl sie es vorgehabt hatte.

In diesem Augenblick explodierte die Bombe.

Sie zerstörte die Personalgarderobe, wo sie am Abend vorher deponiert worden war. Sie riss einen Teil des Gebäudedachs weg und die Druckwelle breitete sich im Innern des Warenhauses aus und hinterließ ein riesiges Loch, in das die Stockwerkfußböden stürzten. Die ungeheure Detonation erschütterte die Häuser in der Umgebung und war noch im Umkreis von eineinhalb Kilometern zu spüren.

Annie hörte zuerst keinerlei Geräusch. Einen Augenblick, einen unendlich langen Augenblick, war die Schwerkraft der Erde aufgehoben. Lautlos wirbelten rote und goldene Glaskugeln durch die Luft, ehe sie in tausend Bruchstücke zersprangen. Ein unhörbarer Windsog riss ihr die Kleider vom Leib und die Haut in Fetzen vom Körper. Sie wurde hochgeschleudert, um dann nur umso tiefer in eine todbringende Grube zu fallen, umgeben von glühenden Balkenteilen und Mauerstücken.

Der grelle, weiße Blitz erlosch, es herrschte absolute Dunkelheit.

Danach folgte ein dumpfes Donnernrollen, gefolgt von ohrenbetäubendem Gedröhne einstürzenden Mauerwerks. Das Warenhaus sackte in sich zusammen, ein verhängnisvoller Strudel aus Stein und Stahl.

Annie fiel in eine endlose Dunkelheit.

Das Explosionsgeräusch wurde schwächer. Anstelle der gellenden Detonation hörte sie Steine und Mauerwerk herunterpoltern. Auch dieses Geräusch verstummte allmählich, bis schließlich nur mehr rieselnder Staub zu hören war, der sich in allen Zwischenräumen und Ritzen festsetzte. Das Gesetz der Schwerkraft hatte wieder von der Erde Besitz genommen.

Die beiden Mädchen an der Kasse waren tot, ebenso die Reinmachefrau, die in der Personalgarderobe gearbeitet und die verhängnisvolle Reisetasche aus ihrem Versteck herausgenommen hatte. Annie wusste es noch nicht, aber sie war am Leben. Sie war in das Loch gefallen und über ihr lag wie ein Schild die schwere Feuerschutztür.

Selbst der Staub hatte jetzt aufgehört zu rieseln. Wieder folgten lange Sekunden der Stille. Nichts regte sich. Dann begann oben im Tageslicht, über dem Gewirr aus Glitzerschmuckresten, zerbrochenen Balken und anderen schrecklichen Dingen, die erste Sirene zu heulen. Unbeirrbar fielen weiterhin Schneeflocken auf die Erde.

Annie konnte die Sirene nicht hören. Ihr Kopf dröhnte jetzt von der Explosion, ihre Augen waren wie geblendet vom gleißenden Licht des Feuerballs. Sie schloss die Augen und öffnete sie wieder, der helle Lichtschein war immer noch da. Wo war die Dunkelheit geblieben? Warum gab es sie nicht mehr, ihre eigene, private Dunkelheit? Waren ihre Augen offen oder geschlossen?

Lange lag sie regungslos da, sie wusste nicht, wie lange. Das Dröhnen in ihren Ohren nahm allmählich ab. Der blendende Lichtschein in ihren Augen wurde gelblich, schließlich war er nur mehr als heller Punkt wahrnehmbar. Die erste Körperempfindung, die sich wieder bemerkbar machte, war ein Gefühl der Übelkeit. Instinktiv versuchte Annie, ihren Kopf auf die Seite zu drehen, um sich übergeben zu können, doch machte ein stechender Schmerz, der aus ihrem Kopf zu kommen schien, diesem Bestreben ein Ende. Sie lag wieder still. Vor ihren Augen stand wieder ein greller Feuerschein. Ganz langsam ließ der krampfartige Brechreiz nach, der Feuerschein verblasste zu einem kleinen leuchtenden Punkt. Sie konnte ihre Augen öffnen und schließen, dessen war sie sich jetzt ganz sicher. Das Licht musste wohl in ihrem Kopf sein, denn um sie herum herrschte totale Finsternis.

Annie versuchte sich mit der Zunge über die Lippen zu fahren. Sie waren mit einer dicken Staubschicht bedeckt, ein Mundwinkel fühlte sich klebrig-feucht an. Da war der eklige Geschmack von gestocktem Blut in ihrem Mund. Eine plötzliche Panik drängte den Brechreiz in den Hintergrund ihres Bewusstseins. Sie versuchte, sich zur Seite zu drehen, die Knie an den Körper zu ziehen, doch es gelang ihr nicht. Sie war

verletzt, schwer verletzt, und es war stockdunkel.

Annie hörte markerschütternde Schreie, die nicht enden wollten, die anschwellen und wieder erstarben, wenn der Betroffene nach Luft schnappte. Plötzlich fragte sie sich, ob sie selbst es gewesen sein konnte, die geschrien hatte.

Wo war sie? Was war passiert?

O Gott, bitte hilf mir.

Die Schreie waren tatsächlich aus ihrem Mund gekommen. Aus schierem Entsetzen spürte sie bereits den nächsten Schrei in sich aufsteigen. Sie biss die Zähne zusammen und versuchte den Sand zu schlucken, der in ihrem Mundraum knirschte. Um sich von ihrer Angst abzulenken, versuchte sie, sich auf etwas Unwichtiges zu konzentrieren.

Denk nach. Versuch dir darüber klarzuwerden, was eigentlich passiert ist. Wieder begann sie sich, diesmal ganz langsam, zu bewegen. In der rechten Körperhälfte, vom Arm und der Schulter bis zur Hüfte und dem Oberschenkel, bewegte sich gar nichts. Etwas Weiches, das in einem Winkel nach oben abbog, drückte sie nieder. Vorsichtig hatte sie das mit der linken Hand ertastet. Auf ihrer linken Seite war weiter oben etwas Ausgefranstes, das sich gleichermaßen hart und bröckelig anfasste. Sie gab ihre sinnlose Suche auf und ließ ihren Arm wieder zur Seite fallen. Beine! Wo waren ihre Beine? Den unteren Bereich der Beine spürte sie überhaupt nicht. Ihr war, als hätte sie einen Körper aus Lehm, der zerbröckelt und grob neu modelliert worden war und an den Knien endete.

Und ihr Kopf – die Schmerzen in ihrem Kopf! Sie bewegte ihn ein ganz klein wenig. Erst nach der einen Seite, dann zur anderen. Sie hatte etwa zwei Zentimeter Spielraum, ehe ein stechender Schmerz ihren Versuch abrupt unterbrach. Plötzlich bemerkte Annie, dass ihre Haare unter irgendetwas feststeckten. Sie hatte – wie lange war das schon her? – ihre Mütze abgenommen, als sie den Laden betrat. Jetzt lag etwas Zentnerschweres auf ihrem ausgebreiteten Haar und der Schmerz rührte von den Haarwurzeln, die ihr die Kopfhaut abzuziehen schienen. Selbst wenn sie sonst nichts behindert hätte, würden sie ihre Haare zwingen, ruhig dazuliegen und nach oben – wohin? – zu starren.

Außer dem Poltern herunterfallender Trümmer, wenn sie ihren Arm

bewegte, war nichts zu hören. Zitternd betastete sie mit den Fingern ihrer linken Hand raue Ziegelsteine und zersplittertes Holz. Schüttelfrost befiel sie. Sie war jetzt bei vollem Bewusstsein.

Was würde mit ihr passieren?

Annie überkam erneut panische Angst, die sie zu ersticken drohte, und sie schrie wieder. Als ihre Stimme erschöpft erstarb, hörte sie direkt neben sich jemand sagen: »Hör auf! Hör auf zu schreien!«

Das war nicht ihre eigene Stimme, so viel war klar. Es war die Stimme eines Mannes, eines Fremden.

Da erinnerte sie sich plötzlich wieder. Vor der Explosion, sogar noch vor dem lautlosen Windsog und dem Schock, bei dem sie inmitten von zerberstenden Glaskugeln in der Luft herumgewirbelt worden war, war da ein Mann gewesen. Das war es. Als sie noch Annie war, die mit einer Tüte voller Weihnachtsschmuck ruhig dem Ausgang zugestrebt war, war hinter ihr ein Mann gegangen, der die Tür für sie aufgestoßen hatte. Aus dem Augenwinkel heraus hatte sie im letzten Moment noch seine Hand und seinen Arm gesehen.

Eine neue Art von Angst befiel sie. Wer war der Mann, wie nahe war er ihr? Annie versuchte einen klaren Gedanken zu fassen.

Er muss es geahnt haben, was immer es war. Und wenn er so etwas fertigbrachte, was würde ihr dann bevorstehen, nun, da er in ihrer unmittelbaren Nähe zu sein schien? Sie biss sich auf die Lippen und bekam wieder den Blutgeschmack in den Mund. Sie musste sich ganz ruhig verhalten, damit er sie nicht hörte. So weit es ging, drehte sie ihren Kopf in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war, und starrte angestrengt in die undurchdringliche Dunkelheit.

»Wo bist du?«, fragte er. »Ich glaube nicht, dass ich dich erreichen kann, aber ...«

»Wenn Sie mir näher kommen ...«, wollte Annie aufgeregt schreien, aber die Worte kamen nur im Flüsterton heraus. »Wenn Sie mir näher kommen, bringe ich Sie um.«

Es blieb lange still.

Dann sagte der Mann: »Schon gut. Hören Sie zu. Hören Sie die Sirenen? Man wird uns hier rausholen. Ganz bestimmt.«

Eine Polizistin hatte zur Zeit der Explosion am gegenüberliegenden Bürgersteig das Nummernschild eines vorschriftswidrig geparkten grauen Lieferwagens überprüft. Der Seitenaufbau des Lieferwagens hatte sie vor der Explosion geschützt. Sie kauerte am Rinnstein und hielt ihre Wange gegen das kalte Metall. Sie hörte Schreie, schleudernde Autos mit quietschenden Bremsen und klirrendes Glas. Langsam tastete sie sich mit einer Hand an dem Lieferwagen nach oben und stand auf. Die Vorderfront des Warenhauses lag hinter einer dicken, schwarzen Rauchsäule. Das Dach war in die Luft geflogen. Im Innern des Gebäudes konnte man die fast theatralisch nach unten hängenden Fußböden der einzelnen Stockwerke sehen. Immer noch bröckelten einzelne Ziegelsteine ab. Auf der Straße rannten die Menschen, um sich vor den zusammenstürzenden Mauern zu retten, andere liefen zur Unglücksstelle, um zu helfen. Auch auf den Bürgersteigen lagen Verletzte.

Die Polizistin kam hinter dem Lieferwagen hervor und ging über die Straße. Die Glasscherben knirschten unter ihren schwarzen, polierten Schuhen. Sie hob die Hand, um den Verkehr anzuhalten, wie sie es gelernt hatte. Mit der anderen Hand holte sie ihr Funkgerät aus der Tasche, um Hilfe anzufordern.

Der erste Einsatzwagen bahnte sich mit Sirenengeheul und Blaulicht seinen Weg zwischen einem chaotischen Durcheinander von Autos und Bussen. Die Polizistin kniete neben einem Mann, der seine Faust gegen eine blutende Wunde an der Wange presste. Es herrschte plötzlich eine merkwürdige Stille, in der sich die Polizeisirenen besonders aufdringlich laut ausnahmen.

Zwei Polizisten sprangen aus dem Wagen, der mit quietschenden Bremsen seitlich am Randstein zum Stehen kam. Einer der Polizisten setzte ein Megafon an den Mund.

»Treten Sie zurück, bitte treten Sie zurück.« Langsam begannen die Menschen, die ziellos umhergelaufen waren, Schritt für Schritt zurückzuweichen. Sie blickten die zerstörte Hausfassade hinauf, aus der immer noch Rauchschwaden aufstiegen.

»Es besteht die Möglichkeit einer weiteren Explosion. Bitte räumen Sie unverzüglich diesen Platz!«

Wieder wich die Menge ein Stück zurück. Auf dem mit Trümmern übersäten Pflaster blieben jetzt nur noch die Verletzten und die Helfer zurück.

Unten im undurchdringlichen Dunkel wiederholte der Mann wieder:
»Können Sie mich hören?«

Endlich antwortete Annie: »Ja.«

»Ich kann Sie nicht richtig verstehen«, sagte der Mann. »Sprechen Sie lauter.« Sie wiederholte: »Ja«, und fügte dann rasch hinzu:
»Warum haben Sie das getan?«

Danach war es wieder ruhig und sie hörte, wie sich etwas in ihre Richtung bewegte. Eine Gänsehaut überlief sie. »Ich habe es nicht getan.« Die Stimme klang jetzt noch näher. »Ich glaube, es war eine Bombe. Vielleicht auch eine Gasexplosion.«

Eine Bombe.

Inmitten der angstvollen Finsternis zogen Bilder an ihr vorbei. Fernsehbilder von Bombenexplosionen und zerschossenen Häusern, die schon halb in Vergessenheit geratenen Aufnahmen von Flammen, die aus der Kuppel von St. Paul's schlugen, und der Atompilz über Hiroshima.

Eine Bombe.

Die Bilder verschwanden und die Dunkelheit schlug wieder über Annie zusammen. Ihre Augen brannten von der Anstrengung. Sie begriff nun, dass eine Bombe explodiert war und sie zusammen mit all dem Weihnachtsschmuck und der schweren Tür, die sie gerade öffnen wollte, begraben war. Es war dieselbe Tür, die jetzt auf ihr lag.

Annie zitterte heftig.

»Ich habe Angst«, flüsterte sie.

Sie steht unter Schock, dachte der Mann. Aber sie war bei Bewusstsein und hatte zu schreien aufgehört. Ob er so nah an sie herankäme, um ihr helfen zu können? Er versuchte, sich vorsichtig ein wenig nach links zu bewegen und streckte seine rechte Hand aus.

»Was machen Sie?« Aus ihrer Stimme klang unverhohlen Entsetzen.
»Ich versuche, an Sie ranzukommen. Hören Sie mir gut zu: Wo sind Sie verletzt?« Er konnte förmlich spüren, wie sie nachdachte und im Geiste

ihre einzelnen Körperteile durchging, so wie er es selbst auch gemacht hatte.

Nach langem Schweigen sagte sie: »Ich spüre meine Beine nicht. Ich habe Schmerzen in der Seite. Irgendetwas Schweres liegt auf mir. Ich glaube, es ist eine Tür.«

»Das ist vielleicht ganz gut. Sie wirkt wahrscheinlich wie ein Schutzschild.«

»Und meine Haare sind eingeklemmt. Ich kann meinen Kopf nicht bewegen.« Sie hatte langes, dickes blondes Haar. Er erinnerte sich, es gesehen zu haben, als sie vor ihm zum Ausgang ging.

»Können Sie irgendetwas bewegen?«, fragte er beharrlich.

»Meinen Arm. Meinen linken Arm.«

Sanft sagte er: »Strecken Sie ihn aus.«

Er hörte ein leises Scharren, vielleicht ihr Uhrband, das gegen die Trümmer des Mauerwerks rieb, und das kratzende Geräusch ihrer Finger, die sich in seine Richtung bewegten. Er streckte seinen Arm so weit aus, wie er konnte, bis die Muskeln schmerzten und Holzsplitter sein Handgelenk aufschürften. Und dann, es war wie ein Wunder, berührten sich ihre Finger. Nach kurzem Zögern nahmen sie sich ganz fest bei der Hand.

Annie dachte: Gott sei Dank. Diese Hand im Dunkeln war so stark, der Händedruck war ihr fast so vertraut, als ob sie diese Hand bereits kannte.

Der Mann hörte, wie sie erleichtert aufseufzte. Ihre Hand fühlte sich ganz kalt an. »Wie heißen Sie?«, fragte er in die Dunkelheit.

»Annie.«

»Annie. Der Name hat mir schon immer gefallen. Mein Name ist Steve.«

»Steve.«

Es war so beruhigend, die Namen zu wiederholen, eine Bestätigung, dass es sie beide noch gab nach dieser Katastrophe.

Annie fühlte, wie sein Daumen über ihren Handrücken streifte, eine kleine streichelnde Bewegung. Ihre Angst ließ ein wenig nach, das Atmen fiel ihr leichter. Sie drehte ihm den Kopf zu, so weit es eben ging. Ihre Haare ziepten an der Kopfhaut.

»Ich dachte, du wärest es gewesen«, sagte sie. »Es tut mir leid. Ich hatte Angst vor dir.«

»Ich habe es nicht getan. Ich habe für Weihnachten eingekauft, genau wie du.«

In ihrer Situation erschien es beiden plötzlich ganz natürlich, sich zu duzen. Weihnachtseinkäufe ... die durchsichtigen Glaskugeln, die so teuer gewesen waren, die glänzenden Bänder und Tannenzweige in den Schaufenstern, der Schnee, der die Stadt mit einer weißen Decke überzogen hatte. Und jetzt? Begraben in dieser unbarmherzigen Finsternis. Wie tief unten mochten sie wohl sein? Sie hatte das Gefühl, unendlich tief in eine große Grube gefallen zu sein. Wie viel Tonnen Schutt mochten wohl zwischen ihr und dem Himmel und der Luft liegen? Annies Haar zerzte an den Haarwurzeln, als sie sich bewegte.

»Halt dich ruhig.« Steve drückte ihre Hand ein wenig fester.

Annie spürte die Tür über ihrem Gesicht. Ja, sie musste sich wirklich ruhig verhalten.

»Und du?«, fragte sie. »Bist du verletzt?« – »Schnittverletzungen, ein paar. Nicht schlimm. Am schlimmsten hat es mein Bein erwischt. Ich glaube, es ist gebrochen.« Jetzt bewegte Annie ihre Finger und versuchte, ihre und seine Finger ineinander zu verschränken.

»Nicht loslassen«, sagte Steve schnell.

»Nein, nein. Ich versuche nur, einen klaren Gedanken zu fassen. Wie können wir hier rauskommen?« Sie versuchte, sich zu konzentrieren und möglichst deutlich zu sprechen.

»Ich ... glaube, das ist unmöglich.« Wieder hörten sie in unendlich weiter Ferne Polizeisirenen. »Sie werden uns hier rausholen, Annie. Es kann nicht lange dauern, wir dürfen nur die Hoffnung nicht aufgeben.«

Annie dachte: Sie werden uns nicht finden. Wie sollten sie? Keiner weiß, dass ich hier bin. Ich habe nicht einmal Martin gesagt, wohin ich gehe.

»Wer ist Martin?«

Erst jetzt wurde Annie klar, dass sie laut gedacht hatte. All ihre Sinne waren durcheinander. Sie strengte ihre Augen so an, dass sie brannten, konnte jedoch nichts erkennen. Um sie herum waren jetzt viele Geräusche, nicht nur die Polizeisirenen, sondern auch das Gepolter und

Gerümpel von einstürzenden Mauern. Doch sie wusste nicht, ob diese Geräusche echt waren oder sich, wie ihre Stimme, nur in ihrem Kopf wiederholten. Und plötzlich hatte sie das Gefühl, dass sie nicht verschüttet war, sondern wieder fiel, in unendliche Tiefen fiel. Annie ballte die Hände zur Faust und drehte ihren Kopf nach oben, absichtlich, ohne sich um den Schmerz in ihrem Kopf zu kümmern, bis ihre Wange die kalte, glatte, schwere Tür berührte. »Mein Mann«, sagte sie und gab sich Mühe, normal zu klingen. Sie fiel nicht mehr in die Tiefe. »Martin ist mein Mann.«

»Sprich weiter«, sagte Steve. »Erzähl mir was. Egal was. Lieg still und rede.« Der Abschied heute Morgen. Zu dritt sahen sie ihr nach, der kleine Benjy auf Martins Arm und Tom, der sich auf den Treppenpfosten schwang. Zuvor war sie rasch nach oben gelaufen, um sich mit einem flüchtigen Wangenkuss von Martin zu verabschieden. Ein Abschied wie viele andere, eilig, und sie hatte ihrem Mann nicht einmal ins Gesicht gesehen. Es war ihr so vertraut, durch die Jahre des Zusammenlebens glatt geschliffen.

Plötzlich fühlte Annie ihre Einsamkeit. Sie würde hier sterben, ganz allein. Aber die Hand, die die ihre hielt, war wohltuend warm. Wo war Martin geblieben?

Ich liebe dich. Sie wiederholten diese Worte oft, nicht aus Leidenschaft, sondern um sich einfach ihrer gegenseitigen Zugehörigkeit zu versichern. Es stimmt, dachte Annie, ich liebe ihn wirklich.

Doch jetzt, in dieser Situation voll Schmerz und Angst, konnte sie sich das Gesicht ihres Mannes nicht vorstellen.

Stattdessen sah sie den Garten hinter ihrem Haus so klar vor sich, als ob sie in diesem Moment an der Hintertür stünde. Martin werkelte mit dem Rücken zu ihr und bückte sich nach dem Hammer, den er hinter sich auf den Gartenweg hatte fallen lassen. Sie sah seine Hand und die ausgefranste Jacke, die er immer zur Gartenarbeit trug. Aus dem Küchenradio waren Musikklänge zu hören.

Gemeinsam arbeiteten sie im Garten. Martin hatte sich endlich die Zeit genommen, den Lattenzaun zu reparieren, der sie vor dem Schäferhund des Nachbarn schützen sollte. Die Kinder waren zu einer

Geburtstagsfeier gegangen und sie hatten, was selten genug vorkam, einmal zwei Stunden für sich selbst Zeit. Annie stand am Rand des Blumenbeetes. Die abgestorbenen Stängel der Sommeranemonen ragten armselig in die Höhe und die Erde war schwarz und hart gefroren. Die Latten, die sie für Martin bereithielt, bogen sich nach unten und ihre Arme schmerzten unter der Last. Sie arbeiteten wortlos. Annie fror und Martin war ärgerlich, weil er kein sehr geschickter Handwerker war und ihm die Angelegenheit ohnehin beinahe den letzten Nerv raubte. Er nahm den Hammer und drosch auf den Nagel ein, der die Behandlung übel nahm und sich schief legte. Martin stieß einen Fluch aus und ließ den Hammer fallen.

Annie dachte zurück an die Zeit, als sie das heruntergekommene viktorianische Haus gekauft hatten, lange bevor Tom auf die Welt kam. Unzählige Wochenenden hatten sie mit Hämmern und Malen zugebracht, weil sie sich weder Handwerker noch Innenarchitekten leisten konnten. Es gab hitzige Auseinandersetzungen über die ungleiche Schräge bei den Seitenwänden des Kamins, den unglücklichen Farbton, die geflieste Ecke, die eher einer Wellenlinie als einer Ecke glich. Und dann sahen sie sich plötzlich an, lachten laut los, liefen in das Schlafzimmer hinauf und liebten sich. Über dem Bett hing die orange- und lilafarbene Tapete noch so in Fetzen von der Wand herunter, wie sie der Vorbesitzer zurückgelassen hatte. Das war vor neun, zehn Jahren.

Ähnliche Gedanken mussten auch Martin durch den Kopf gegangen sein. Er legte plötzlich den Hammer zur Seite und richtete sich auf, um sie anzusehen.

Annie sah jetzt sein Gesicht ganz deutlich vor sich. Sie wollte die Hand in der Dunkelheit ausstrecken und es berühren. Er sah fast genauso aus wie zu der Zeit, als sie sich kennengelernt hatten, bis auf die etwas schärfer gewordenen Linien am Mund und die Stirnfalten.

Er hatte unter ihren Mantel gegriffen, die Arme um sie gelegt und sie geküsst.

»Was hältst du davon, wenn wir Audrey bitten rüberzukommen, damit wir zu Costa Essen gehen können?« Sie gingen immer zu Costa. Annie konnte sich nicht erinnern, jemals irgendwo anders gewesen zu

sein. Sie hatten sich eine große Schüssel griechischen Salat geteilt, danach Dolmades bestellt und eine Flasche Retsina dazu getrunken. Das letzte Mal, eben nach der Arbeit im Garten vor einer Woche, waren sie spät nach Hause gekommen und Martin hatte den Babysitter nach Hause gefahren. Annie war inzwischen zu Bett gegangen und sofort eingeschlafen. Sie merkte gar nicht mehr, wann Martin zurückkam. Am Morgen wachte Benjy um sechs Uhr auf und um noch eine Stunde länger Ruhe zu haben, hatte sie ihn geholt und in die Mitte des Bettes zwischen sich und Martin gelegt. Benjy strahlte triumphierend und lutschte zufrieden am Daumen.

Martin streckte seine Hand über Benjy aus und legte sie mit bedauerndem Blick auf Annies Taille. Sie sahen sich verständnisvoll an. So war das eben. Sie waren müde und außerdem waren da noch die Kinder.

Annie bebte am ganzen Leib und zitterte wie Espenlaub. »Wir gehen immer zu Costa«, wiederholte sie. »Ich weiß nicht, warum. Martin gefällt's dort.«

»Ich weiß«, erwiderte Steve, »das kenne ich nur zu gut.«

»Wieso?«, hörte Annie sich fragen. »Bist du verheiratet?«

Die Straße war inzwischen geräumt. Nach dem ersten verzweifelten Durcheinander bei der Suche nach Verletzten hatte die Polizei die Aufräumarbeiten in den Griff bekommen. Mit orangefarbenen Plastikbändern hatten sie das Trümmerfeld abgesperrt. Die Rettungsarbeiten waren in vollem Gange. Die fluoreszierenden Leuchtjacken der Polizei hoben sich gegen das Grau der Luft und der Umgebung ab und die gelben Helme der Feuerwehrleute wippten ruckartig auf und ab, während die komplizierten Bergungsgeräte in Stellung gebracht wurden. Die Männer arbeiteten schnell und routiniert.

Weitere Rettungsfahrzeuge fuhren vor und hielten vor der orangefarbenen Abtrennung. Die hohen Feuerwehrfahrzeuge mit den silbernen und roten Seitenflächen hatten sich dicht hintereinander aufgestellt, in zweiter Reihe stand ein Krankenwagen und daneben noch ein großer weißer Notarztwagen. Ein weiterer Krankenwagen brachte gerade den letzten Passanten, der durch die Explosion auf der Straße

vor dem Kaufhaus verletzt worden war, in ein Krankenhaus. Fünfzig Meter weiter südlich öffneten zwei Polizisten den äußeren Sicherheitskordon, um das Fahrzeug passieren zu lassen.

Die neugierige Menschenmasse wuchs ständig und war hinter die weißen Absperrungstreifen zurückgedrängt worden. Einer der Uniformierten hielt immer noch das Megafon bereit, um neugierige Passanten zurückzurufen.

Inmitten all der Einsatzfahrzeuge stand der unscheinbare blaue Einsatzleitwagen von Scotland Yard. Im Innern übergab gerade der Polizeiinspektor, der bis jetzt den Einsatz geleitet hatte, die Leitung an den Scotland-Yard-Beamten. Auch die Sprengstoffspezialisten waren inzwischen angekommen.

An einer anderen Stelle der Absperrung hatte sich schon eine Reihe von Journalisten versammelt. Das erste Fernsehteam war bereits eingetroffen und der Reporter begab sich auf die Suche nach möglichen Augenzeugen. Dann sah er den Polizeioffizier und den Pressereferenten der Polizei aus dem Einsatzwagen steigen und stürzte auf sie zu.

»Wir können noch keine genauen Angaben machen«, sagte der Polizeioffizier. »Wie Sie wissen, hatte das Kaufhaus gerade erst geöffnet, deshalb gehen wir davon aus, dass sich noch nicht sehr viele Kunden darin aufhielten. Wir haben eine Liste mit Namen des Verkaufspersonals, die wir jetzt anhand der Überlebenden, die wir bereits erreicht haben, überprüfen.«

Von allen Seiten kamen weitere Fragen.

»Nein. Wir haben noch keine Angaben über die Anzahl der Toten und das wird auch noch eine Weile dauern. Die Rettungsarbeiten haben bereits begonnen und wir werden sie fortsetzen, bis alle Überlebenden gefunden sind.«

Durch die kalte, nasse Luft drangen knappe Befehle aus den Funkgeräten.

»Nein«, sagte der Polizeioffizier. »Wir haben noch keinerlei Hinweise, ob und wie viele Menschen verschüttet sind.« Brüsk drehte er sich um und ging zu dem Einsatzwagen zurück. An der Absperrungslinie las der Pressesprecher den Journalisten die Telefonnummer der zentralen

Nachforschungsstelle vor, die Scotland Yard in der Eile eingerichtet hatte.

Steve wusste, was passieren würde. Er hatte sich selbst eingeredet, dass sie gerettet werden würden. Nun galt es, auch die Frau glauben zu machen, dass die Rettungsarbeiten erfolgreich sein würden. Ihre Hand war eiskalt und sie zitterte bis in die Fingerspitzen.

»Ich war verheiratet, bin es aber nicht mehr.«

»Warum?«

Sie wollte, dass auch er etwas von sich erzählte. Es war, als ob sie sich an seine Stimme klammerte. Steve spürte den Staub in seinem Hals. Warum? Cass hatte an jenem Abend auf ihn gewartet. Sie hatte momentan keine Termine und so war sie den ganzen Tag zu Hause gewesen. Es war sehr spät, als er nach Hause kam, aber das passierte öfter. Doch war es wohl eine Ironie des Schicksals, dass er an diesem Abend tatsächlich so lange gearbeitet hatte.

»Hast du dich gut amüsiert?«, hatte sie gefragt, ohne aufzublicken. Auf dem niedrigen Glastisch stand eine fast leere Flasche. Also hatte sie getrunken. Und wie immer waren da, wo sich Cass aufhielt, eine Menge Sachen um sie herum verstreut. Zwei oder drei Modejournale, ein kleines scharlachrotes Fläschchen Nagellack, dessen Verschluss sich in einem stilettähnlichen Ansatz fortsetzte, ihr Sony-Walkman, dessen Ohrhörer auf den Boden runterhingen, und eine Reihe von Kassetten.

Steve hatte sein Jackett über eine Stuhllehne gehängt und war in die Küche gegangen, um sich eine Tasse Kaffee zu machen.

»Hast du dich gut amüsiert?«, hatte sie ihre Frage wiederholt. Er hatte den Kaffee sehr fein gemahlen und das Geräusch dabei fast genossen. Danach war er zur Küchentür gegangen und hatte seine Frau angesehen.

Cass war ein Model. Sie war nicht mehr ganz so jung für ihren Beruf, aber sie war immer noch sehr erfolgreich. Eigentlich hieß sie ja Jennifer Cassidy, aber ihrer Agentur hatte dieser Name nicht zugesagt. Also wurde sie einfach »Cass« genannt. Unter diesem Namen konnte man sie in der Kartei der Agentur, auf ihrer Set-Karte und auf ihren Visitenkarten identifizieren. »Cass. Haare: braun, Augen: grün, 88 – 60 –

86.« Und dann noch die übrigen Informationen – ihre Schuh- und Handschuhgröße, Berufserfolge, ihre Bereitschaft, auch Wäschewerbung zu machen.

Wie die meisten Models trug Cass selten Make-up, wenn sie nicht arbeitete. Ihr blasses, herzförmiges Gesicht wandte sich Steve zu. Der Blick unter dem gerade geschnittenen Pony war ausdruckslos. Steve hatte schon oft gedacht, dass sie mit ihren weit auseinanderstehenden Augen und dem spitzen Kinn wie eine Perserkatze aussah. Auch ihre Bewegungen glichen denen einer Katze. »Nicht besonders.« Steve hatte sich absichtlich mit der Antwort Zeit gelassen. »Ich habe die Szene für Fawcett's noch einmal gedreht. Den ganzen Abend hatte ich Phil Day am Hals.« – »Das war doch mal was anderes ...«, sagte Cass gesetzt und gab sich Mühe, ihren Triumph voll auszukosten, »... als Vicky.«

Steve hatte nicht geantwortet. Es hatte wenig Sinn zu antworten. Beide wussten das. Er war in die Küche zurückgegangen und hatte in den Schubladen nach dem Kaffeesieb gewühlt. Mit der Tasse Kaffee in der Hand hatte er sich an den grauen Küchenschrank gelehnt und starr auf die Zeitung geschaut.

Als er in das Wohnzimmer zurückging, war Cass nicht mehr da. Er drehte das Licht ab, ging in das Schlafzimmer und dort war sie.

Sie hatte sich geschminkt und Sweatshirt und Jeans ausgezogen. Steve war daran gewöhnt, dass sie sich ständig umzog, aber diesmal blieb er stehen und starrte sie an. Später erinnerte er sich an einen schwarzen Spitzen-BH, seitlich hochgeschlitzte French Knickers, Strapse und schwarze Strümpfe. Cass hatte sich die Lippen auffallend breit geschminkt. Ihre schwarz umrandeten Augen allerdings strafte ihren verführerischen Mund Lügen. Sie waren von wildem Hass erfüllt. Trotzdem stand sie ihm in aufreizender Pose gegenüber.

»Es tut mir leid, dass du dich heute Abend nicht gut amüsiert hast. Möchtest du das jetzt mit mir nachholen?«

»Cass, wieso ...«

Mit wiegenden Schritten kam sie auf ihn zu. Sie hatte den Verschluss ihres BHs geöffnet, hielt ihn jedoch mit einer Hand fest, während sie mit der anderen die Träger über ihre wohlgeformten, braunen Schultern herunterstreifte.

Sie war sehr hübsch, groß und eine Idee zu schlank. Ihre Hüftknochen standen auf beiden Seiten des sanft gewölbten Bauches hervor. Ihm war wohl bewusst, dass sie ihn gegen seinen Willen manipulierte. Doch er streckte seine Hand aus in dem Verlangen, sie zu berühren. Ihre Haut fühlte sich warm an und er kannte den vertrauten Geruch nur zu gut.

»Cass«, flüsterte er. »Was tust du?« – »Ich bin doch deine Frau, oder?« – »Natürlich.«

Er zog sie an sich und ihr halb nackter Körper verschmolz mit seinem. Er küsste sie, verschmierte dabei ihren auffallend geschminkten Mund und sie begann sein Hemd aufzuknöpfen. Steve zog sie seitwärts hinunter auf das Bett. Einen Augenblick lang sah sie ihn an, dann rollte sie auf die andere Seite, sodass sie oben zu liegen kam. Sie knöpfte den letzten Knopf seines Hemds auf und machte sich nun an seine Gürtelschnalle. Sie beugte sich zu ihm hinunter, küsste ihn und schlug dann die Augen nieder. Sinnlich ließ sie ihre Haare über seinen nackten Oberkörper gleiten. Steve hatte in diesem Moment die ewigen, nervenaufreibenden Zwigigkeiten in ihrer Ehe völlig vergessen. Seine Finger glitten begehrllich über die spitzenbesetzten Knickers, dann darunter.

Cass stieß ihn von sich weg. Sie befreite sich aus seinen Armen und stand auf. Ohne ihn noch einmal anzusehen, ging sie zu ihrem Schrank, nahm einen Mantel heraus und zog ihn über ihre schwarze Spitzenunterwäsche. Dann holte sie einen Koffer vom Schrank herunter, öffnete eine Schublade und packte den Inhalt in den Koffer.

»Was in Gottes Namen hat das zu bedeuten?« Das unerfüllt gebliebene Verlangen schürte noch seinen Zorn.

Cass würdigte ihn keines Blickes. Sie nahm einen Arm voll Kleider samt der Bügel von der Stange, warf sie in den Koffer und schlug den Deckel zu.

»Ich verlasse dich«, erklärte sie kurz und bündig. »Ich hasse dich. Du widerst mich an.«

»Red doch keinen Unsinn.«

Er hatte sich auf die Ellbogen aufgestützt und spürte, wie die Wut immer stärker in ihm aufstieg. Cass zog ein Paar Wildlederstiefel an. Mit

schnellen Bewegungen raffte sie einige wertvolle und wichtige Dinge zusammen.

Sie ging zur Tür und drehte sich schließlich doch noch einmal um und sah ihn an.

»Auf Wiedersehen, Steve«, sagte sie. Diesen dramatischen Abgang konnte sie sich nicht verkneifen.

»Wo zum Teufel gehst du hin?«

»Das kann dich doch nicht mehr interessieren.«

Seine Frau verließ die Wohnung. Die Tür fiel hinter ihr ins Schloss.

Steve lag noch einen Augenblick regungslos da, sprang dann auf und lief zum Fenster. Er steckte sein Hemd wieder in die Hose und zog den Vorhang zurück. Cass kam aus dem Haus, ging zu ihrem Wagen und verstaute den Koffer im Kofferraum. Steve dachte daran, dass er ihren kleinen, goldfarbenen Renault 5 für diese Woche zum Kundendienst angemeldet hatte. Cass stieß zurück und schoss dann aus der Parklücke. Lange nachdem der Wagen verschwunden war, stand Steve immer noch am Fenster und sah auf die Straße hinunter.

Sie kommt schon wieder zurück, dachte er bei sich. Es wird nicht länger als ein paar Tage dauern. Aber sie war nicht zurückgekommen.

»Ich habe noch keiner Menschenseele erzählt, was wirklich passiert ist«, sagte Steve, »ich sagte einfach, wir hätten uns getrennt. Wahrscheinlich habe ich mich geschämt. Du bist die Erste, die es erfährt.« – »Ich glaube, Scham ist nicht angebracht, wenn man stirbt«, sagte Annie ruhig.

Sie hörte eine schnelle Bewegung und dann ein kurzes, schmerzvolles Aufstöhnen.

»Wir werden nicht sterben«, sagte er.

»Hörst du mich?« Und dann, als keine Antwort kam: »Sag etwas, Annie. Wir werden nicht sterben. Sie werden uns finden. Ich bin ganz sicher.«

»Sie werden uns finden«, wiederholte sie tonlos. Sie hielten sich an den Händen und lagen still.

Annie irritierte das monotone Rieseln um sie herum. Die Stille war unheimlich. Sie schien alle Geräusche zu überdecken.

»Möchtest du, dass sie zurückkommt?«, fragte sie rasch.

»Ich weiß nicht. Nein, ich glaube nicht.«

Nicht mehr. Er traf sich immer noch mit Vicky, aber auch hin und wieder mit einem anderen Mädchen. Er arbeitete sehr viel – es war seine eigene Produktionsfirma –, und wenn weder Vicky noch sonst jemand da war, dann kam er in die leere Wohnung nach Hause. »Du klingst, als ob du dich selbst bemitleiden würdest.«

Er starrte in die Dunkelheit und wünschte sich, sie sehen zu können. Er hatte nur eine sehr vage Erinnerung an sie, wie sie sich von der Kasse abwandte und vor ihm zur Tür ging. Ihr Blick war gedankenverloren, ihr Gesicht angenehm, durchschnittlich. »Und du klingst wie eine Lehrerin.« Das stimmte. Ihre Worte kamen bestimmt und moralisch gefestigt heraus. Aber es war nicht die Strenge einer Lehrerin, sondern die einer Mutter, für die es natürlich war, auch einmal einen Tadel auszusprechen. Steve hörte etwas, das fast wie ein leises, gequältes Lachen klang.

»Findest du es nicht auch paradox, dass wir hier Hand in Hand verschüttet liegen und uns gegenseitig beschimpfen?«, fragte die junge Frau. Sein Lachen erstarb, als er wieder den stechenden Schmerz in seinem Bein spürte.

»Das gefällt mir, Annie«, sagte er. »Nichts kann hier unten paradox sein. Rede einfach drauflos. Erzähl weiter. Bist du glücklich verheiratet?«

Warum hatte sie eine so unsägliche Kälte ergriffen, als sie an den Tag im Garten dachte? Wieder überlief sie ein Schauer, obwohl sie ohnehin schon fror. Ihre Glieder versteiften sich und sie versuchte die Kälte zu ignorieren, die ihr den Schmerz wie ein Messer in die Seite zu stoßen schien.

»Ja. Ja, wir sind glücklich. Ich bin es. Und ich glaube, auch Martin ist glücklich.« Ihr fiel auf, dass sie undeutlich brabbelte, und so bemühte sie sich, langsamer zu sprechen und die Worte zu artikulieren, ehe sie sie aussprach.

Die Jahre vergingen. Es hatte keine großen Veränderungen gegeben, alles war seinen vorhersehbaren Weg gegangen.

»Ich bin nur eine Hausfrau und habe zwei Kinder. Zwei Jungen, acht und drei Jahre alt.«